



Zwei besondere Kinder vor einem besonderen Türschild: Cornelius und Jacob Zinkernagel.



Sabine Zinkernagel:  
Wer nur auf die Löcher starrt,  
verpasst den Käse.  
Aus dem Leben mit zwei  
besonderen Kindern,  
Neufeld Verlag 2. Aufl. 2012,  
160 Seiten, 14,90 €  
ISBN: 978-3-86256-027-1

die Stromzufuhr des Kassenscomputers. Das war nicht das erste Mal, an dem ich ganz dringend einen unterirdischen Notausgang gebraucht hätte ...

Und wenn irgendetwas nicht so läuft, wie Jacob sich das vorgestellt hat, kann er Wutanfälle bekommen, bei denen schon einmal eine Glastür zu Bruch ging. Deshalb müssen wir immer wieder mit ganz viel Diplomatie und zumindest äußerer Ruhe vorgehen, um unseren Sohn wieder beruhigen. Was oft zusätzlich erschwert wird durch einen hysterisch reagierenden Cornelius.

Auf die Frage, weshalb Gott bei uns Krankheiten zugelassen hat, die locker für drei Familien ausgereicht hätten, habe ich nach wie vor keine allgemeingültige Antwort. Höchstens die banale Feststellung, dass diese Welt nun einmal nicht das Paradies ist. Und dass auch Christen in dieser nicht-paradiesischen Welt nicht per se von Leid ausgeschlossen sind.

Außerdem hat Gott mir nach manchen eher frustrierenden Artikeln zum Thema »Leid« einen Satz ins Herz fallen lassen: »Gott sucht Menschen, die ihm vertrauen, auch wenn sie ihn nicht verstehen.«

Eine steile Behauptung. Ich soll also blind darauf vertrauen, dass Gott es gut mit mir meint, sogar gegen den Augenschein? Aber wenn ich ehrlich bin, merke ich schnell, dass meine menschlichen Mittel der Erkenntnis zu gering sind, um Gottes Wesen und Wirken komplett verstehen zu können. Da bleibt mir wirklich nicht mehr übrig, als mich aufgrund meiner eigenen guten Erfahrungen, und anhand der Erfahrungen anderer Personen aus biblischer und heutiger Zeit, auf Gottes gute Zusagen zu verlassen.

So habe ich allmählich gelernt, mit einem manchmal unverständlichen Gott zu leben, ihm trotz allem weiter zu vertrauen, trotz allem immer wieder Zeichen seiner Liebe in meinem Leben zu entdecken. Die Behinderung unserer Kinder ist für mich kein Ausdruck von göttlichem Sadismus mehr, sondern Bestandteil dieser gefallen Welt. Gottes Rolle liegt für mich eher darin,

dass er uns ermutigt und Kraft gibt, trotz zerbrochener Hoffnungen weiter zuversichtlich zu leben und zu glauben. Und manchmal den »Mist« unseres Lebens in Dünger zu verwandeln, der Neues wachsen lässt.

Und immer wieder bin ich für meinen Bruder dankbar: Er hat eine Lernbehinderung. Am Umgang meiner Eltern mit ihm durfte ich eine Lektion lernen, die leider sogar in christlichen Kreisen vieles von ihrer Selbstverständlichkeit verloren hat: Jeder Mensch besitzt eine gottgegebene Würde, die völlig unabhängig ist von Aussehen, Leistungsvermögen und Besitz. Eine Würde, die unantastbar ist von Kosten-Nutzen-Rechnungen oder dem Versuch, das Thema »Behinderung« dadurch zu lösen, dass man den entsprechenden Kindern den Weg ins Leben verwehrt. Eine Gesellschaft ohne Behinderte (und wer entscheidet eigentlich, ob der Legastheniker, extrem Kurzsichtige oder Krebskranke nicht auch zu diesem Kreis zählt?) macht sich selbst ärmer. Ärmer an Lebensfreude, ärmer an Menschenwürde.

Statt sich um Methoden wie PID (Präimplantationsdiagnostik) zu bemühen, sollte unsere Gesellschaft sich eher bemühen, Behinderungen als selbstverständliche Schöpfungsvariante in ihrer Mitte zu akzeptieren. Statt eine Schwangere, bei deren Kind das Down-Syndrom festgestellt wurde, zu einer Abtreibung zu drängen, könnte der Arzt eine ebenfalls betroffene Mutter dazu rufen. Die der verunsicherten werdenden Mutter zeigt, was für ein lebensfroher Mensch da in ihrem Bauch heranwächst. Die ihr erzählt, wo sie finanzielle und praktische Hilfen bekommt. Die kompetent zuhört und ermutigt.

So, wie meine Mutter es gemacht hat, als ich ihr von der Diagnose »Hydrozephalus« bei Jacob erzählte. »Ach, Sabine« meinte sie nach kurzem betroffenen Schweigen, »Du und ich, wie beide wissen doch, dass man auch mit einem behinderten Kind ein sinnvolles Leben führen kann.« Ja, auch wenn es manchmal nicht einfach ist, das weiß ich. Und das wollen wir als Familie auch weitergeben.



# »Abends versuchen sie, zu vergessen, was sie tagsüber gesehen, gehört und erlebt haben«

PHILIPP HEDEMANN

Ich stehe in Dadaab, dem größten Flüchtlingslager der Welt in der kenianischen Savanne, einen halben Meter von einem Grab entfernt und fotografiere, wie zwei Männer die in ein weißes Tuch gehüllte Leiche des kleinen Mohammed mit schweren Sandsäcken beschweren. Die Hyänen sollen den Jungen, der nur ein Jahr alt geworden ist, nicht wieder ausgraben. Hawa, Mohammeds Mutter, steht in der zweiten Reihe. Sie darf nicht so nah an das Grab ihres eigenen Sohnes wie ich. Vielleicht, weil sie eine Frau ist, vielleicht, weil sie keine Kamera hat.

Während Hawa versucht, zwischen den Männern hindurch einen letzten Blick auf ihren Sohn zu erhaschen, macht einer der Männer in der ersten Reihe mit seinem Handy Fotos von mir, andere lachen. Als ich wenige Minuten später Fotos von Hawa und ihrem Mann Abdi am Grab ihres Sohnes mache, lacht Abdi in die Kamera. Die Bilder sind nicht zu gebrauchen. Steht der 28-Jährige, der drei Stunden zuvor seinen jüngsten Sohn verloren hat, unter Schock? Oder freut er sich, dass sich endlich mal einer für ihn interessiert?

Während ich mit Hilfe eines Übersetzers mit Hawa spreche, kommt im Laufschrift ein Fern-

sehteam auf die Trauergemeinde zu gelaufen. Die Kollegen ärgern sich, dass sie diese Beerdigung verpasst haben und ich frage mich: Was mache ich hier eigentlich?

Die Antwort ist: Ich berichte über die schlimmste Dürre am Horn von Afrika seit über 60 Jahren. Das ist mittlerweile fast zwei Jahre her, aber die Erinnerung an die Beerdigung des kleinen Mohammed ist noch ganz wach. Nachdem es jahrelang kaum geregnet und zwei Jahrzehnte Bürgerkrieg geherrscht hatte, war die Lage in Somalia am dramatischsten. Doch Somalia war den meisten Journalisten zu gefährlich, deshalb kamen sie nach Dadaab. Über 465.000 Menschen flohen in oft wochenlangen Märschen zu Fuß oder auf Lastwagen dorthin. Hunderte Journalisten flogen in den Monaten, in denen es das Sterben in Afrika auf die Titelseiten der Zeitungen und in die Hauptnachrichtensendungen in Europa geschafft hatte, in einer Stunde in gecharterten Flugzeugen von der kenianischen Hauptstadt Nairobi in das Flüchtlingslager.

Ich war Monate bevor die meisten Kollegen in Dadaab einfielen zum ersten Mal in dem schnell wachsenden Lager, das sich wie ein Krebsgeschwür

In einer »Ärzte ohne Grenzen«-Gesundheitsstation im Flüchtlingslager Dadaab fleht eine Mutter die Mediziner an, ihr unterernährtes Baby zu retten. Doch oft können auch die Ärzte nichts mehr für die Kinder tun.

Foto: Philipp Hedemann

Foto: Steffen Giersch



Er wurde nicht einmal ein Jahr alt. Ein Imam (r.) und ein Totengräber beerdigen Mohammed Abdi Nuur in Dadaab, dem größten Flüchtlingslager der Erde. Mohammed starb an Polio und Unterernährung.



Bei der Beerdigung ihres eigenen Sohnes nur in der zweiten Reihe: Hawa Nuur



Foto: Privat

Philipp Hedemann, 1979 in Bremen geboren, wohnt seit 2010 in der äthiopischen Hauptstadt Addis Abeba und berichtet für deutschsprachige Medien (Die Welt, Die Zeit, Neue Zürcher Zeitung, Cicero und viele mehr) vor allem über das Leben – und auch Sterben – in Ostafrika. Hedemann ist Mitglied des Korrespondentennetzwerks »weltreporter.net«. Im Herbst erscheint im DuMont-Verlag sein Buch »Der Mann, der den Tod auslacht – Begegnungen auf meinen Reisen durch Äthiopien«.



[www.weltreporter.net/mitglieder.php?id=63&l=de](http://www.weltreporter.net/mitglieder.php?id=63&l=de)

in die Savanne frisst. Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich Kinder verhungern. Doch damals interessierte das kaum jemanden. Erst einige Wochen später wurde Dadaab zum Medienthema. Als ich das zweite Mal ins Lager kam, war die Not noch größer geworden, doch die meisten Journalisten waren mittlerweile längst weitergezogen. Der Hungertod machte keine Quote, keine Auflage mehr.

In Dadaab sagte mir einer meiner Kollegen, ich solle eine Mutter in ihrer Hütte besuchen, die im Lager schon zwei Kinder verloren habe. Jetzt sei ihr neun Monate alter Sohn Samo in einem kritischen Zustand. Der befreundete Fotograf war am Tag zuvor dort und es sei – so schlimm es klingt – eine gute Geschichte. Als ich bei Owliyoo Aden ankam, lag sie neben ihrer zehn Jahre alten Tochter Fatuma in einer brütend heißen Hütte. »Samo ist gestern Abend gestorben. Wir haben ihn heute Morgen begraben«, sagte Owliyoo als würde sie übers Wetter sprechen. In Dadaab wurde damals viel gestorben, und wenig geweint. Die Menschen hatten dafür schon zu viel erlebt oder waren zu erschöpft. Oder beides.

Ich kam mir schäbig vor, als ich die Mutter, die zwölf Stunden zuvor ihr drittes Kind verloren hatte, nach ihren zwei (noch) lebenden Kindern fragte. Genau so schäbig wie ich mir zuvor am Grab des kleinen Mohammed vorkam. Andererseits denke ich, müssen diese Geschichten erzählt, diese Fotos gemacht werden. In solchen Situationen versuche ich, mich, meine Fragen und meine Kamera vor mir selbst und anderen zu rechtfertigen.

Immerhin gehe ich in diese Hütten rein, setze mich zu den oft kranken Menschen, gebe ihnen

die Hand. Ich weiß nicht, ob man sich so mit irgendwas anstecken kann. Ich habe Kollegen gesehen, die mit Mundschutz vor den Hütten standen, ihre Fragen nur per Übersetzer in die Hütten und Zelte riefen, dann in klimatisierten Geländewagen mit bewaffnetem Begleitschutz zur nächsten Beerdigung, zum nächsten sterbenden Kind, zur nächsten Story brausten.

Als ich ging, gab ich Owliyoo ein bisschen Geld, damit sie für sich und ihre zwei noch verbliebenen Kinder etwas zu essen kaufen konnte. Ich treffe bei meiner Arbeit oft sehr arme Menschen. Wenn ich sie nach ihrer Geschichte frage, fragen sie fast immer: »Was bekomme ich dafür? Du verdienst Dein Geld mit meinem Leid, mit dem Tod meines Kindes. Davon will ich etwas abhaben.« Ich verstehe die Menschen, doch ich gebe ihnen fast nie etwas, weil ich keine Geschichten kaufen möchte. Stattdessen sage ich ihnen manchmal, dass die Berichterstattung vielleicht etwas Aufmerksamkeit auf ihre Probleme lenkt und dass sich dadurch hoffentlich langfristig etwas für sie ändert. Meistens glauben weder sie noch ich das. Ich weiß nicht genau, warum ich Owliyoo etwas gegeben habe. Wollte ich mich moralisch freikaufen oder hoffte ich, mit dem bisschen Geld zwei Menschenleben retten zu können?

Abends saß ich mit einem eiskalten Bier vor einem vollen Teller auf dem stark gesicherten Gelände der internationalen Hilfsorganisationen. Fröhliche westafrikanische Musik schallte aus den Boxen, um mich herum saßen lachende Mitarbeiter des Flüchtlingswerks der Vereinten Nationen. Jeden Tag haben sie mit Tod und Elend in Dadaab zu tun. Abends versuchen sie,

zu vergessen, was sie tagsüber gesehen, gehört und erlebt haben. Das kenianische Tusker-Bier hilft dabei vielleicht ein bisschen. Zumindest kurzfristig.

Der Tod ist in Afrika – immer noch – allgegenwärtig. Und viele Afrikaner scheinen das leichter akzeptieren zu können als wir Europäer, die wir den Tod verdrängen und tabuisieren. In einem Krankenhaus in Äthiopien habe ich einmal beobachtet, wie eine deutsche Medizinstudentin vorsichtig ein lebloses Körperchen in eine Zeitung wickelte, es in eine Tüte legte und das Bündel zuknotete. Wie eine Marktfrau, die einen Fisch einpackt. Dabei kämpfte sie mit den Tränen, während ihre äthiopischen Kollegen in der Geburtshilfe-Station wie Maschinen zu funktionieren schienen und längst mit der nächsten Geburt beschäftigt waren. Eine junge Frau hatte den Jungen auf dem Weg zum Krankenhaus in einem klapprigen Bus zur Welt gebracht. Er kam mit dem Po zuerst, blieb im Geburtskanal stecken. Als er auf den staubigen Boden fiel, schlug sein Herz schon nicht mehr. Ein paar Minuten später lag die Frau, die im Bus ihr Kind verloren hatte, im Krankenhaus neben erschöpften, aber glücklichen Frauen, die ihre Babys im Arm hielten. Manchmal schaute sie verstohlen zu den Neugeborenen, meistens starrte sie mit tränenleerem Blick an die Decke, während sie vor meinen Augen verschwamm. Die Ärzte im Krankenhaus gingen davon aus, dass sie die junge Frau in einem Jahr wiedersehen werden. Hoffentlich kommt sie dann nicht wieder zu spät, hoffentlich kann sie ihr Baby dann im Arm, nicht in der Plastiktüte mit nach Hause nehmen.

Meist ist es der unerschütterliche Glaube, der Menschen in Afrika an persönlichen Tragödien nicht zerbrechen, sondern weitermachen lässt. Oft habe ich gerade bei denen, die am gottverlassensten schienen, das größte Gottvertrauen erlebt. Ich bin nie so hart geprüft worden, wie viele Menschen, die mir ihre Geschichte erzählt haben. Ich weiß nicht, wie ich damit klarkommen würde. Mir fehlen manche Gewissheiten, die viele von ihnen haben. Ich bewundere sie dafür, dass sie immer wieder aufstehen, immer wieder von vorne anfangen. Und es hilft mir, mit dem Erlebten klarzukommen. Ich habe nicht vergessen oder verdrängt, was ich gesehen und gehört habe, aber es hat mich bislang nie im Traum eingeholt. Ich hoffe, das bleibt so.

Dem Tod näher als dem Leben. Eine Mutter mit ihrem unterernährten Baby in einer Gesundheitsstation im Flüchtlingslager Dadaab.



Fotos: Philipp Hedemann